

stadtkinder um eine Gassenecke gehen (es ist ihre Art, zu reisen); daneben ein kleines, versponnenes und wie mit Schimmel besätes Blatt von Paul Klee, ein Blatt, von dem ich mir erzähle, es stelle einen Bürger dar, der unter einem alten Stadttor zu Rothenburg ob der Tauber dem abendlichen Schoppen zustrebt; endlich ein simples und feines Bild des Großglockners von einem längst verblichenen Münchener Landschaftsmaler, das ich mir einmal gekauft habe. Sonst hängt da nur eine grün in grün gedruckte Reliefkarte meines heimatlichen Schwarzwaldes, auf der ich leidenschaftlich reise, und eine gastronomische Karte Frankreichs, auf der ich meine nachschmeckenden Erinnerungen sorgfältig schweifen lasse.

Das ist alles. Mein Museum, das Museum eines Kunsthistorikers — das sind Gedanken an Reisen, die er gemacht hat (oder machen wird, denn auch die Pläne einer halbwegs erfahrenen Einbildungskraft gehören schon diesem imaginären Museum an). Zwar war er nicht auf Ceylon oder Java. Aber wie wohlbestellt und wie umfänglich ist gleichwohl seine Galerie! Amsterdam und Holland, Brüssel und Belgien, Rouen, Paris, die Provence, das lange Italien, vom Balkan ein gutes Stück, dann Wien, Salzburg, Prag — von dem geliebten Tirol gar nicht erst zu reden: mit bildhafter Klarheit umstehen ihn diese erlebten Schönheiten, das heimische Deutschland, in dem ihm das Heimlich-Badische und die Oberbayerische Wahlheimat die Kernstücke sind . . .

Wahr ist nun freilich: ich treibe es gründlich. Ich führe Reisetagebücher, als schriebe man statt 1932 das Jahr 1832. Zu Hause ist es meine liebste Schriftsteller-Passion, die geschriebenen Stichworte, die geschriebenen Skizzen auszuarbeiten, bis sie im ganzen und dichten Bilde befestigt stehen. Vorher, unterwegs, in der Eisenbahn, abends im Hotel ist es ein ernsthaftes Arbeiten: Grundrisse von Kirchen, Stadtpläne, Landkarten fanatisieren mich. Ganz abgesehen davon, daß sie mich beruhigen.

Es tut mir wohl, das Gefüge einer fremden Stadt innezuhaben, ehe ich ankomme, und dann ohne Plan loszulaufen (ich will sagen: ohne „Führer“), aber mit der Gewißheit, daß ich auf einem idealisch schon vertrauten Boden gehe (und selbstverständlich gehe ich zu Fuß, die Sohle am Pflaster, solange ich es aushalte — acht Stunden im Tag sind da nicht zu viel).

Ich lasse mich darum gern einen Pedanten schelten — zumal da ich nicht immer ein Pedant gescholten werden kann. Denn wie es mich zur Methode treibt, so verlangt es mich nach dem Zufall. Wie oft hat es sich ereignet, daß ich, die schrecklichen Schauer der Befremdung durch die neuen Gassen tragend, eine Welt aufsuchte, ohne das Geringste von ihr vorauszuwissen! Dann lenkte mich der Boden der fremden Stadt ohne mein Zutun. Die Sohlen gehorchten einem Magnetismus, den noch die heimlichste Ordnung der Stadt entsandte — und ich konnte mich verwetten, mir würde auf diese Weise nichts verloren gehen: als wäre ich eine Art Rutengänger der Merkwürdigkeiten, die in den Städten bereit sind. Oder es geschah, daß die Beziehungen sich mischten. Man hatte seinen festen Plan: so wirst du laufen — so und nicht anders. Dann aber gab es sich, daß man just im Angesicht der größten Dinge nach links abwich, ins Unscheinbarste — und dort fand man den schönen Winkel, der einen am meisten betraf. Zum Beispiel den Grandpriorats-Platz in Prag, oder die Place des Martyrs in Brüssel, oder die Place des Vosges in Paris.

Nun ist es allerdings nicht etwa so, daß ich präziöse Vorbehalte gegen das „besternte Berühmte“ machen wollte. Aber das minder Berühmte ist mir doch hundertmal das Eigentliche geworden. In Venedig habe ich, wenn ich so sagen darf, den Tizian verloren, um den Carpaccio zu gewinnen, der mir der liebste aller Venezianer ist. In Florenz habe ich den Botticelli bewundert, aber Andrea dal Castagno mit seinem Abendmahl und gar Masaccio mit den Fresken